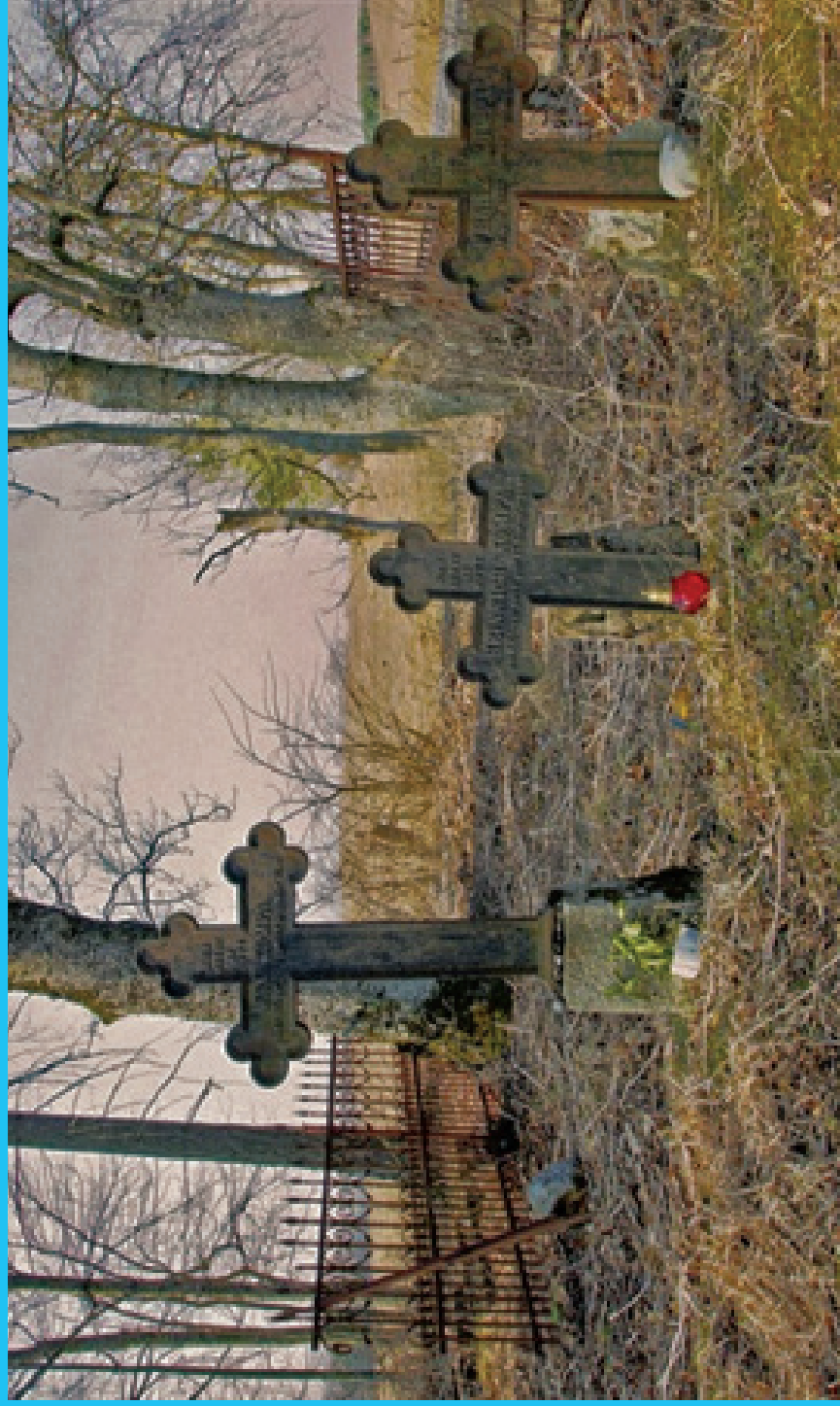


31. Jhg. NOVEMBER 2020 Nr. 11 (384)

MASURISCHE STORCHENPOST



**Die Masurische Gesellschaft trauert um
Dr. Nelly Marianne Wannow**



Der Evangelische Friedhof in Alt Kelbonken, (Altkelbunken) / Stare Kielbonki

Foto: polskaniemzwykla.pl

Wir erinnern uns

In unseren Herzen und in unserer Erinnerung bleiben für immer
die Mitglieder der Masurischen Gesellschaft,
die von uns gegangen sind:

Monika Draczuk,

Irena Głowacka,

Ernest Fiergolla,

Gerda Iwaniuk,

Małgorzata Kierwicz

Hildegarda Lippert,

Kurt Lippert,

Herta Michoń,

Erna Nowak,

Gertruda Owoc,

Dora Palusińska,

August Roszig,

Ditmar Roszig,

Dorotea Schoenherr,

Tadeusz Willan,

Gerda Woda,

Henryk Wopiński,

Regina Woźniak.

sowie unsere Freunde:

Horst Michalowski,

Herbert Reinoss,

Gert. O. E. Sattler,

Ingrid Brase Schloe,

Günter Schiwy,

Siegried Lenz,

Dr. Nelly Wannow

„Der stirbt nicht, der in unseren Herzen und in unserer Erinnerung lebendig bleibt“

(Pfarrer Jan Twardowski)

Ein kleines Licht der Erinnerung

Der 1. und 2. November sind im Kalender besondere Tage, eine Zeit der Erinnerung an die, die von uns gegangen sind. In diesem Zeitraum besuchen wir die Friedhöfe, um gedankenvoll Grabkerzen zu entzünden, Blumen niederzulegen und uns an unsere Nächsten, Freunde und Bekannten zu erinnern.

In diesem Jahr sah dieser Tag anders aus als gewöhnlich, viele von uns sind aufgrund der Pandemie zuhause geblieben und haben Kerzen angezündet, die ein Symbol der Erinnerung sind, aber nicht nur.

Kerzen sind die Verbindung von vier Elementen: des Feuers in der Flamme, des Wassers im flüssigen Wachs, der Luft in Form von Rauch und der Erde als Docht. Dank der Kerzen bringen wir die Erinnerungen an die zurück, die nicht mehr sind. Die Symbolik der Kerze ist auch ein stetes Element unserer Tradition und Kultur in Bezug darauf, was uns allen unabhängig von der geographischen Breite und dem materiellen Status gemeinsam ist – sie gibt Licht und Wärme, und ihre Flamme bringt Hoffnung. Einerseits ist sie ein Ausdruck der Ehrerbietung gegenüber den Verstorbenen, andererseits erfüllt sie eine wichtige Rolle als Faktor, der unsere Identität weckt.

Die Bewahrung der Erinnerung an die Vorfahren hilft dabei, sich im Kontext des Erbes seiner Familie zu sehen, sich ein Bild zu schaffen gestützt auf die Merkmale, Talente oder Lebenskraft, die charakteristisch für unsere Vorfahren sind. Wenn wir über das Leben der Mitglieder unserer Familie nachdenken, wer sie waren, woher sie kamen, was für Menschen sie waren, erfahren wir auch etwas Wichtiges über uns selbst.

Uns alle verbindet in diesen besonderen Tagen das Bedürfnis nach Erinnerungen.

Der Ethnologe von der Universität Dr. Tadeusz Baraniuk machte auf die Symbolik der Kerze aufmerksam. Er betonte, dass sie mit dem Feuer, mit „jener Welt“ verbunden ist und das menschliche Leben symbolisiert, das wie eine Kerze niederbrennt. Eine Kerze ist auch Feuer. Bei den Slawen wird an Allerseelen an einem Ort, an dem Menschen umgekommen oder gestorben sind, Reisig verbrannt, um die Seelen der Toten zu wärmen. Dieser Brauch heißt „grumadki“. In den Karpaten hat er bis Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts überdauert. Es wurde auch geglaubt, dass eine Kerze die Welt der Toten erhellen kann. Daher begräbt man in manchen Regionen bis heute die Toten mit einer Kerze in der Hand.

Der Kulturwissenschaftler von der Hochschule für Sozialpsychologie Dr. Jacek Wasilewski unterstreicht, dass das Feuer auch ein Symbol des Lebens ist. Indem wir Grabkerzen auf die Gräber stellen, zeigen wird, dass unsere Erinnerung an die Nächsten weiterhin lebendig ist.

Katholiken begehen diese Zeit traditionsgemäß. Sie erweisen den Toten die Ehre, indem sie ihre letzte Ruhestätte besuchen, Blumen bringen, Grabkerzen anzünden, an den Gräbern beten und an kirchlichen Feierlichkeiten teilnehmen. Personen, die sich nicht so stark mit der Tradition identifizieren, verbringen diesen Tag gemäß ihren eigenen Gefühlen und Bedürfnissen. Beispielsweise entscheiden sie sich für eine Fahrt in familiäre Gefilde, das Anschauen von Photoalben und einem Gespräch über die Nächsten, die von ihnen gegangen sind.

Die Gesellschaft verbindet in dieser besonderen Zeit des Jahres das Bedürfnis nach Erinnerungen. Einerseits ist es ein Ausdruck der Ehrerbietung gegenüber den Verstorbenen, andererseits erfüllt sie eine wichtige Rolle als Faktor, der unsere Identität weckt. Die Bewahrung der Erinnerung an die Vorfahren hilft dabei, sich im Kontext des Erbes seiner Familie zu sehen, sich ein Bild zu schaffen gestützt auf die Merkmale, Talente oder Lebenskraft, die charakteristisch für unsere Vorfahren sind. Wenn wir über das Leben der Mitglieder unserer Familie nachdenken, wer sie waren, woher sie kamen, was für Menschen sie waren, erfahren wir auch etwas Wichtiges über uns selbst. Das Bewusstsein der Zugehörigkeit zu einer Gruppe, deren Mitglieder in ungewöhnlich schwierigen Zeiten zurecht gekommen sind oder sich mit Grenzsituationen gemessen haben, fördert den Aufbau des Glaubens an sich selber, eines Gefühls der Effektivität: „auch ich weiß mir zu helfen.“

Mit großer Betrübnis informieren wir, dass

Frau Dr. Nelly Marianne Wannow

am 10.11.2020 im Augustinum in Bad Neuenahr
verstorben ist.

Dr. Nelly Marianne Wannow war Generalkonsulin
von 1990-1993 in Danzig.

Dr. Nelly Wannow hielt eine Festrede bei unserem ers-
ten Sommertreffen. Sie nahm auch als Referentin am
X. Sommertreffen und Masurische Gespräche teil.

Wir werden Ihre Andenken in Ehren halten.

Masurische Gesellschaft

Wie begeht die Welt den Tag der Toten?

Der Tod ist ein Teil des Lebens und der Totenkult eine der am meisten verbreiteten Traditionen. Menschen gehen von uns, verschwinden aber nicht aus der Erinnerung. Friedhöfe sind Zeugnis unserer Identität und Geschichte. In vielen Kulturen wird die Erinnerung an die Toten auf verschiedene Arten in Ehren gehalten. Bedeutet jedoch an jedem Ort auf der Welt der Tod nur und ausschließlich Trauer und Verzweiflung? Existieren Gesellschaften, die im Stande sind, anders auf ihn zu blicken, nicht so eng, und dabei den Tod als Übergang zu einer anderen, besseren Welt zu betrachten? Allem Anschein zum Trotz ist die Antwort auf diese Frage nicht so selbstverständlich, und die Zahl der auf der ganzen Welt auftretenden, seltsamen Bräuche in Verbindung mit dem Tod, Beerdigungen und der Art, wie der Tag der Toten begangen wird, kann verwundern. Einige von ihnen sind erheiternd, andere schockierend, und manche erregen Abscheu. Hier einige Beispiele aus exotischen Ländern:

Bolivien (Südamerika). Am 1. November backen die Bolivianer kleine so genannten Totenbrote. Sie haben verschiedene Formen – Menschen, Tiere und Gegenstände – und jedes hat eine bestimmte Rolle zu erfüllen (hilft z.B. den Toten, sich von Ort zu Ort zu bewegen, oder beleuchtet ihnen den Weg). Dieses Gebäck legt man auf einen Tisch mit Tischtuch und stellt daneben Alkohol, Essen oder Zigaretten, also alles, woran der Tote zu Lebzeiten Gefallen

gefunden hat. Das „Treffen mit den Nächsten“ beginnt pünktlich um Mittag, wenn alle sich an den Tisch setzen und das Festmahl beginnen. Niemand ist traurig. Die Indios halten nämlich den Tod einzig und allein für den natürlichen Übergang zu einer weiteren Phase des Lebens.

Guatemala (Mittelamerika) Der Höhepunkt der Gedenkfeiern, die vom 21. Oktober bis zum 2. November dauern, ist am 1. November. Dann erinnert man sich an die gestorbenen Kinder, und zum Himmel fliegen große bunte Drachen mit einem Durchmesser, der nicht selten einige Dutzend Meter überschreitet. Die Nächsten der Toten bringen auf ihnen Briefe und Bitten an. Davon, wie außergewöhnlich diese Meisterwerke sind, zeugt die Tatsache, dass ihre Konstruktion sogar ein halbes Jahr dauern kann und daran ganze Familien teilnehmen. Die Drachen selbst sollen die Seelen der Toten vor den bösen Geistern schützen, die dann gemeinsam mit ihnen auf die Erde hinabsteigen. Gleichzeitig mit dem steigen Lassen der Drachen besuchen die Familien die Gräber der Toten und bringen Essen und Trinken auf den Friedhof.

Madagaskar (Inselstaat vor der Südostküste Afrikas). Von Mai bis September nimmt die Bevölkerung an eine Zeremonie namens famadihana teil. Die Sorge um ihre Vorfahren hat auf Madagaskar eine lange Tradition. Die lokale Bevölkerung glaubt, dass man nur dann, wenn man sich nach ihrem Tod um seine Angehörigen kümmert, in Gesundheit und Wohlstand leben kann. Das Umdrehen der Toten, wie man den Namen dieses Brauchs übersetzen kann, findet überwiegend 5-8 Jahre nach dem Tod statt (das Datum bestimmt eine Wahrsagerin). Die Nächsten ziehen den Körper aus dem Grab und tragen ihn im Tanzrhythmus durch Haus und Hof

und die Umgebung, um dem Verstorbenen zu zeigen, was sich seit seinem Tod geändert hat. Das Leichentuch, in das der Körper gewickelt ist, wird gewechselt, es finden Ansprachen und Gedenkfeiern statt. Abhängig vom Wohlstand der Familie dauert die Zeremonie von einem Tag bis zu einer Woche. Zu ihr lädt man die Nachbarn ein und sogar ganze Dörfer. In ihrer Schlussphase wird der Tote ins Grab gelegt, das oft mit seinem Leben verbundene Sittenbilder schmücken. Die Madagassen glauben nämlich, dass sowohl die Lebenden als auch die Toten ihre Bedürfnisse haben. Wie auch immer es erscheinen mag, famadihana ist ein heiterer Feiertag, dessen Begehen eine ungewöhnlich wichtige Rolle bei der lokalen Gesellschaft spielt und Gelegenheit ist, an die toten Vorfahren zu erinnern und gleichzeitig die madagassische Kultur zu bereichern.

Mexiko (Nordamerika) Der *Día de los Muertos*, d.h. der Tag der Toten, ist kein düsterer Tag. Es ist einer der buntesten und heitersten, voller Farbe und Vergnügen, an dem an die erinnert wird, die von dieser Welt gegangen sind. Die Feiern beginnen am 31. Oktober und dauern bis zum 2. November, auf den eigentlich dieser Feiertag fällt. Alle Vorbereitungen, die die Organisation der Paraden und der Kostüme umfassen, brauchen jedoch längere Zeit. Während der Parade „verspottet“ die Bevölkerung den Tod, indem sie sich vergnügt und sich in Kleidern verkleidet, die sie seiner Gestalt ähnlich machen soll. Außer Straßenparaden und Vergnügungen stellte die Einwohner Mexikos in ihren Häusern Altäre zu Ehren der verstorbenen Nächsten auf und öffnen die Tür für Gäste, die gerne kommen würden, um den geschmückten Altar zu sehen und zu beten. Während des *Día de los Muertos* schmücken die Nächsten die Gräber der Toten mit Blumen, Ker-

zen, Bildern und den Lieblingsgegenständen der verstorbenen Person, und stellen dort auch Essen und Trinken hin. Auf dem ganzen Friedhof sind heitere Erzählungen zu hören, Klänge von Musik und allgemeine Heiterkeit. Traditionelles Essen an diesem Tag sind u.a. kleine Totenschädel aus Zucker und Schokolade und kleine orangefarbene „Totenbrote“. Der Feiertag setzt sich aus zwei Hauptteilen zusammen: am 31. Oktober und 1. November erinnert man an die gestorbenen Kinder, am 1. und 2. November (also am eigentlichen Allerseelen) an die verstorbenen Erwachsenen. Es werden kleine Altäre mit Heiligenbildern vorbereitet, die mit Blumen geschmückt sind. Die Gerichte ändern sich in Abhängigkeit vom Tag. Am Tag, an dem an die Kinder (Engelchen genannt) erinnert wird, stellt man Süßigkeiten, Cola und andere von ihnen geliebte Leckereien auf den Tisch. Für die Erwachsenen sind traditionellere Gerichte bestimmt. Jedem der Verstorbenen wird auf dem Altar eine Kerze angezündet. Der 1. November ist für den Besuch der Gräber bestimmt und ihr Schmücken mit Blumen sowie Kränzen aus Palmen. Besondere Bedeutung hat die Blume der Toten, *flor de muertos*, die eine Art der Studentenblume ist und bis zu einem Meter Höhe erreichen kann. Die Mexikaner glauben, dass sie die Toten zu den Altären führen kann.

Ecuador (Südamerika) Der Tag der Toten ist in hohem Maße mit Essen verbunden. Die Familien setzen sich an einen üppig gedeckten Tisch, auf dem traditionelle Gerichte vorherrschen, u.a. *guagua* Brot, [guagua bedeutet Säugling], das meist in Form eines Kinds auftritt, oder *Colada Morada* – ein Getränk aus violetterem Mais mit Brombeeren und anderen Früchten. In einigen Regionen, vor allem den von Indios bewohnten, treffen sich die

Menschen mit den Toten an den Gräbern. Sie bringen ihnen als Opfer ihre Lieblingsgerichte, im Glauben, dass erst dann, wenn die Toten sich gestärkt haben, auch die Lebenden das machen dürfen. Man kann dort auch Personen treffen, die an den Gräbern Würfel spielen. Das ist jedoch kein Spiel, sondern eine Art Verständigung mit den Toten. Jede geworfene Zahl bedeutet ein anderes Bedürfnis des Toten.

Nicaragua (Mittelamerika) Der Tag der Toten wird ganz anders begangen als in anderen Ländern. Familien, die die Gräber ihrer Nächsten besuchen, bringen keine Blumen mit und zünden auch keine Kerzen an. Es gibt hier auch kein Essen als Opfergabe. In Nicaragua begeben sich die Nächsten mit der gesamten Familie auf den Friedhof und schlafen in der Nacht von Allerseelen an den Gräbern ihrer Nächsten.

China – an diesem Tag wird eine große Oper aufgeführt (eine traditionelle Form der dramatischen Kunst, die sich aus Gesang, Rezitation, Pantomime, Äquilibristik und Kung-Fu zusammensetzt), die das Öffnen der Tore der Hölle und die Befreiung der sich darin befindenden Seelen zum Ziel hat. Das Ganze nimmt also entschieden einen artistischeren Ausdruck an als im Fall des Gedenkens an die Toten in anderen Regionen der Welt. Zu den traditionellen Ritualen in Verbindung mit Allerseelen gehört das Verbrennen von Papierimitationen von Geld, Kleidung und anderen Alltagsgegenständen vor den Tafeln der Vorfahren. Nach chinesischer Tradition ist der siebte Monat der Monat der Seelen, in dem die Seelen 30 Tage lang aus dem Jenseits kommen und die Lebenden besuchen. Die Gedenkfeiern zu Allerseelen werden auf

den Friedhöfen und auch in Privathäusern organisiert. Verbreitet ist das Zu-Wasser-Lassen kleiner Schilfboote mit Lampions, die verlorenen Seelen die Richtung zeigen sollen.

Japan – Tag der Toten (*Obon* oder *Bon*). Er ist einer der wichtigsten Feiertage für die Japaner und fällt abhängig von der Region zwischen den 13. und 16. Juli oder 13. und 16. August. Die Tradition seines Gedenkens reicht über 500 Jahre zurück und wurde noch vor der Verbreitung des Buddhismus in diesem Land kultiviert. In den Städten werden Festivals mit den rituellen Tänzen *bon-odori* organisiert. Die Japaner begrüßen auf diese Weise die Toten, die nach ihrem Glauben dann auf die Erde herabsteigen. In der letzten Phase des Feiertags sind Flüsse, Seen und das Meer von tausenden Papierlampions erleuchtet, die die Aufgabe haben, die Seelen der Toten zurück in die jenseitigen Gefilde zu führen. Besonders spektakulär ist der letzte Teil der Feierlichkeiten zum Feiertag *O-Bon* in Kyoto. Am Abend werden auf den fünf Hügeln, die die Stadt umgeben, Lagerfeuer in Form von chinesischen Zeichen mit buddhistischer Symbolik entfacht. Auch sie sollen die Seelen zurück in ihre Welt führen.

Am ersten Tag des Feiertags bringen die Japaner auf den Gräbern ihrer Nächsten Opfer mit Essen, in einigen Regionen des Landes werden (aus Gurken, Auberginen und Streichhölzern) auch *shōryōuma* vorbereitet, d.h. Tiere, die als Reitpferde helfen sollen, die verstorbenen Nächsten auf ihrem Rücken in ihre familiären Regionen, und nach Beendigung des Feiertags wieder zurück zu bringen. Am Abend des ersten Tags des Feiertags werden auf Hügeln und Lichtungen Feuer (*mukaebi*) angezündet, die den Toten als Wegweiser dienen und ihnen helfen, den Weg zu ihren

Nächsten zu finden. Auf buddhistischen Hausaltären waren Opfer auf die Toten. Die Seelen weilen bei den Familien bis zum 15. Juli oder August. Am letzten Tag helfen Abschiedsfeuer (*okuribi*) die Seelen ins Jenseits zu geleiten. Eine wichtige Tradition sind auch Tänze zu Klängen von Musik, die die Freude der Seelen der Toten darüber ausdrücken, den Leiden in der Hölle entkommen zu sein. Ein wichtiger und schöner Brauch dieses Feiertags ist das Zu-Wasser-Lassen von angezündeten Lampions am Abend.

Auf Grundlage von Informationen aus dem Internet
Bearb. B.W.

Einige interessante Einzelheiten über die Denkmalpflege in Ostpreußen

von Katarzyna Kujawa

Haben Sie einmal darüber nachgedacht, wie manche Denkmäler der Vergangenheit ganze Jahrhunderte überdauert haben? Ich schon, zuletzt bei der Veranstaltung einer Ausstellung über die Denkmalpflege in Ostpreußen in der Öffentlichen Woiwodschaftsbibliothek in Olsztyn. Da sind mir einige Besonderheiten über das Leben und das Werk der drei Konservatoren aufgefallen, die meiner Meinung nach die größte Rolle im preußischen Denkmalschutz spielten: Ferdinand von Quast, Adolf Boetticher und Richard Dethlefsen. Diese Besonderheiten möchte ich Ihnen gerne mitteilen.

Wissen Sie, wann die Denkmalpflege in Ostpreußen angefangen hat? Als Beginn einer systematischen konservatorischen Betreuung kann das Jahr 1843 angesehen werden, als König Friedrich Wilhelm IV. den Architekten Ferdinand von Quast zum ersten staatlichen Konservator der Denkmäler in Preußen ernannte.

Ferdinand von Quast (1807-1877) war eine hervorragende Persönlichkeit, bedeutender Architekt und Kunsthistoriker, Schüler von Karl Friedrich Schinkel, dem bekanntesten deutschen Baumeister, Architekten und Stadtplaner der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Seine Studienreisen in verschiedene Regionen Deutschlands, nach Italien, Frankreich und in die Niederlande, wo er die lokalen Altertümer forschte und beschrieb, gaben ihm eine gründliche Kenntnis der Kunst der Antike und des Mittelalters

– der Epochen, welche er am höchsten schätzte. Als erster Staatskonservator der Kunstdenkmäler im Königreich Preußen erstellte er die Richtlinien für das Denkmalamt, von denen die meisten bis heute aktuell sind. Dazu gehörten vor allem die regelmäßigen Dienstreisen zur Denkmalinventarisierung¹ und -begutachtung, Erstellung der Zeichendokumentation und Berichte aus ausgeübter Tätigkeit, die Zusammenarbeit mit der lokalen Verwaltung und das Mitwirken in historischen und Denkmalschutzvereinen.

Die Arbeitsmethode des preußischen Konservators bestand darin, die originale Bausubstanz sowie die in den späteren Epochen dazugegebenen Elemente weitgehend zu bewahren und mit den zeitgenössischen Elementen zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden, wobei alte und neue Bauteile sichtlich unterschieden werden sollten. Bei der Rekonstruktion² war er zurückhaltend, insbesondere in den Fällen, wo nur wenige Elemente der alten Architektur überdauerten.

Mit konservatorischer Betreuung umfasste von Quast alle preußischen Provinzen von Rheinland bis nach Ostpreußen, darunter auch Schlesien, Großpolen und Pommern. Anhand seiner Entwürfe wurden u.a. die Basilika in Trier, die Pfalzkapelle in Aachen, die Marienkirche auf der Dominsel in Poznań [Posen], die Bernhardinerkirche in Bydgoszcz [Bromberg] sowie die Deutschordensburg in Malbork [Marienburg] restauriert³. Ebenso

1 Denkmalinventarisierung – eine systematisierte Denkmalregistrierung, die in Form von beschreibenden Verzeichnissen, Fotos oder Zeichnungen angefertigt wird.

2 Rekonstruktion - Nachstellung eines verloren gegangenen Denkmalobjekts, eines Komplexes von Objekten oder ihrer nicht mehr existierenden Teile aufgrund der vorhandenen Archivadokumentation.

3 Restaurierung – Erneuerung, Wiederherstellung; Maßnahmen, die auf Wiederherstellung der früheren architektonischen Form, des künstlerischen und Gebrauchswerts eines Denkmalobjekts anhand der Archivadokumentation ausgerichtet sind. Sie

groß sind die Verdienste von Quasts um die Rettung der historischen Denkmäler Ermlands vor Verfall, die er als erster Wissenschaftler genau erforschte, mit einer Serie von Zeichnungen inventarisierte und ihre Wiederherstellung einleitete. Die im Jahre 1852 unter dem Titel „Denkmale der Baukunst im Ermland“ veröffentlichte Zeichnungssammlung mit Kommentaren popularisierte die Burgen in Lidzbark Warmiński [Heilsberg], Olsztyn [Allenstein], Reszel [Rößel] sowie zahlreiche Kirchen, u.a. in Barczewo [Wartenburg], Braniewo [Braunsberg], Dobrze Miasto [Guttstadt], Frombork [Frauenburg], Jeziorany [Seeburg] und Orneta [Wormditt]. Darüber hinaus arbeitete der preußische Architekt mit dem Historischen Verein für Ermland wie auch mit einigen ähnlichen polnischen wissenschaftlichen Vereinen in Toruń [Thorn], Poznań [Posen] und Gdańsk [Danzig] zusammen. Mit seiner Auffassung, dass die Kunstdenkmäler nicht nur Andenken einer Nation, sondern vielmehr ein gemeinsames europäisches Kulturerbe sind, war er seiner Zeit voraus und kann als Wegbereiter für den gegenwärtigen Welterbeschutz betrachtet werden.

Im Jahre 1893 wurde das Denkmalamt reorganisiert, als die Landeskonservatoren für die einzelnen preußischen Provinzen als regionale Stellvertreter des Generalkonservators eingesetzt wurden. Der erste Provinzialkonservator der Kunstdenkmäler in Ostpreußen war Adolf Boetticher (auch Boetticher geschrieben; 1842-1901), Kunsthistoriker und Architekt, technischer Leiter der deutschen archäologischen Expedition in Griechenland und in Zypern im Jahre sollen mit Verwendung der Originaldetails und unter Bewahrung der Originalsubstanz durchgeführt werden.

Die Restauration soll nicht mit Renovierung, d.h. Wiederherstellung des ästhetischen Erscheinungsbildes eines Denkmalobjekts ohne Eingriff in seine technische Struktur (z.B. das Streichen der Fassade oder der Innenräume eines Bauwerks) sowie mit Rekonstruktion verwechselt werden.

1875. Als Leiter des ostpreußischen Denkmalamts in den Jahren 1893-1901 brachte er eine systematische Bestandsaufnahme in Gang, wobei er den Großteil der fotografischen Dokumentation von Königsberg und seiner Gegend selbst anfertigte. Ein weiteres Verdienst Boettichers war die Herausgabe der neunbändigen Serie „Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen“ (1894-1899; der letzte Band wurde von Walter von Schimmelpfennig herausgegeben), welche das Kulturerbe der Provinz popularisierte. Ein ähnliches Vorhaben hatte Ferdinand von Quast bereits einige Jahrzehnte früher, doch es gelang ihm wegen eines sehr umfangreichen Aufgabenbereichs nur einen Band aus der geplanten Serie über die Denkmäler der Baukunst in Preußen zu publizieren, welcher von den Architekturperlen Ermlands handelte. In den Jahren 1899-1901 übte Boetticher zugleich das Amt des Provinzialkonservators für Westpreußen aus.

Der Nachfolger von Adolf Boetticher im ostpreußischen Denkmalamt war Richard Dethlefsen (1864-1944), Kunsthistoriker, Architekt und Baubeamter. Während seiner Amtszeit als Provinzialkonservator in den Jahren 1902-1936 entfaltete er die Inventarisierungsarbeiten, wobei er den Nachdruck auf die ständige Aktualisierung der Dokumentation legte. Seine bedeutendste konservatorische Leistung war die Wiederherstellung des Königsberger Doms; er beaufsichtigte auch die Restaurierung der Burgen in Lidzbark Warmiński [Heilsberg] und Szczytno [Ortelsburg] sowie der Kirche in Orneta [Wormditt]. Im Unterschied zu seinen Vorgängern interessierte er sich vor allem für die bisher wenig beachtete Architektur der Bauern-, Bürger-, und Landhäuser und sowie der Holzkirchen, über die er mehrere Schriften veröffentlichte. Aus seiner Vorliebe für die traditionelle Architektur

resultierte die Einrichtung des Ostpreußischen Heimatmuseums in Königsberg im Jahre 1912, das später nach Hohenstein verlegt wurde und heute als Muzeum Budownictwa Ludowego – Park Etnograficzny w Olsztynku [Freilichtmuseum der Volksbauweise in Hohenstein] funktioniert. Seit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs im Jahre 1914 beteiligte sich Dethlefsen an der Gestaltung von Ehrenfriedhöfen und Kriegerdenkmälern.

Als ich mich mit dem Werk der preußischen Denkmalpfleger vertraut machte, fiel mir auf, wie stark ihre Arbeitsbedingungen von den heutigen abwichen. Der Staats- bzw. Landeskonservator der Kunstdenkmäler war bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts im Grunde genommen ein Ehrenamt, ohne oder nur mit niedrigem Gehalt, das unregelmäßig ausgezahlt wurde und für Kostendeckung nicht ausreichte. Deswegen wurden Konservatoren entweder Landbesitzer, wie Ferdinand von Quast, oder Architekten bzw. Baubeamte, wie Richard Dethlefsen, die von der Privatpraxis in technischen Berufen bzw. einer Vollzeitstelle in der Bauverwaltung lebten.

Das Denkmalamt der Provinz Ostpreußen besaß keinen eigenen Büroraum; die Konservatoren erledigten ihre Aufgaben in Privatwohnungen. Sie arbeiteten generell alleine, obwohl sie von den Kreisvertrauensmännern und beauftragten Fotografen bzw. Zeichnern und zeitweise auch von den Lehrlingen der Bauschulen unterstützt wurden. Das Ergebnis solcher Arbeitsbedingungen war, dass sich die Konservatoren in den Anfangsjahren des Denkmalamts auf die Bestandsaufnahme auf Kosten der Restaurierungsarbeiten, der Archivforschung oder der Wissenschafts-, Lehr- und Verlagstätigkeit konzentrierten. Erst in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts erhielt das Denkmalamt einen Stammsitz im Kö-

nigsberger Schloss und seine Belegschaft wurde von einer auf fünf fest angestellte Personen erhöht. Paradox wurde es vom Staat am meisten (auch finanziell) in der letzten Periode seines Wirkens in den Jahren 1933-1944, also im Dritten Reich unterstützt, welches stark daran interessiert war, die Denkmäler der deutschen mittelalterlichen Kunst und insbesondere die Bauwerke des Deutschen Ordens zu schützen und zu popularisieren.

Wie bereits erwähnt, verdanken wir der Tätigkeit der preußischen Konservatoren, dass die Architekturperlen wie die Burgen in Lidzbark Warmiński [Heilsberg], Olsztyn [Allenstein], Reszel [Rößel] sowie die Kirchen in Frombork [Frauenburg], Jeziorany [Seeburg], Orneta [Wormditt] ihre alte Pracht zurückgewannen. Nicht immer befolgte eine Restaurierung die von Ferdinand von Quast aufgestellten Grundsätze. Ein Beispiel für eine Abweichung von diesen Regeln stellt die Wiederherstellung des Kirchenturmes St. Bartholomäus in Pasłęk [Preußisch Holland] dar, wo das durch Brand von 1922 zerstörte Dach mit einer Barockbekrönung durch ein neugotisches Dach ersetzt wurde, oder der Umbau der Kreuzgangarkaden im gotischen nördlichen Flügel der Burg in Olsztyn [Allenstein], wo eine früher nicht vorhandene zehnte Arkade dazugegeben wurde.

Obwohl die Konservatoren manchmal beträchtliche Änderungen am Urzustand der Kunstdenkmäler vornahmen, verdienen ihre Leistungen meiner Meinung nach Anerkennung, da sie die Grundlage für die Restaurierungs- und Rekonstruktionsarbeiten nach dem Zweiten Weltkrieg in Ermland-Masuren sowie in der Oblast Kaliningrad bildeten. Ohne eine systematische konservatorische Betreuung wären die meisten historischen Bauwerke sicherlich verfallen und abgerissen worden, um das Baumaterial zu beschaf-

fen, wie es mit den Schutzmauern der meisten Städte der Region geschah. Wäre die reichliche fotografische und Zeichendokumentation der ostpreußischen Denkmalobjekte nicht vorhanden, könnten der Dom in Kaliningrad [Königsberg], die Katharinenkirche in Braniewo [Braunsberg], die Burgen in Kętrzyn [Rastenburg], Nidzica [Neidenburg], Ostróda [Osterode] nicht wiederaufgebaut oder die Vorburg in Lidzbark Warmiński [Heilsberg] nicht restauriert werden. Vielleicht werden Sie daran zurückdenken, wenn Sie die Schönheit der gegenwärtig renovierten Kunstdenkmäler von Ermland-Masuren bewundern werden.

Quellen:

Herrmann, Christopher / Rzempołuch, Andrzej (Bearb. / Oprac.): *Ermländische Ansichten: Ferdinand von Quast und die Anfänge der Denkmalpflege in Preußen und Ermland = Widoki z Warmii: Ferdynand von Quast i początki konserwatorstwa zabytków w Prusach i na Warmii. Ausstellungskatalog / Katalog wystawy Potsdam 27.4.-2.7.2006; Olsztyn 6.9.31.10.2006*. Münster; Olsztyn 2006.

Róžański, Stanisław: *Z problematyki ochrony zabytków sztuki byłych Prus Wschodnich*. In: *Komunikaty Mazursko-Warmińskie* Nr. 1/1957, S. 11-25.

Rzempołuch, Andrzej: *Urząd prowincjonalnego konserwatora zabytków w Królewcu i jego zbiory*. In: Brakoniec, Kazimierz / Nawrocki, Konrad [Katalog- und Ausstellungsautoren]: *Die Atlantis des Nordens. Das ehemalige Ostpreußen in der Fotografie = Atlantyda Północy. Dawne Prusy Wschodnie w fotografii*. Instytut Sztuki Polskiej Akademii Nauk w Warszawie / Biuro Wystaw Artystycznych w Olsztynie, Olsztyn 1993, S. 73-83.

Rzempołuch, Andrzej: *Pruski konserwator polskich zabytków*. In: *Spotkania z zabytkami* Nr. 8/2007, S. 13-16.

Treffen in Sorquitten

Von Barbara Willan

Im Jahr 2014 entstand auf Initiative des Propstes der evangelisch-augsburgischen Gemeinde in Sorquitten Pastor Krzysztof Mutschmann und der Vorsitzenden der Gesellschaft „Freunde Masurens“ Kerstin Harms ein langjähriges Projekt, das den Titel „Sorquitter Gespräche“ trägt. Die Schirmherrschaft über das Projekt übernahm der Landrat des Kreises Sensburg und auch die Generalkonsulin der Bundesrepublik Deutschland in Danzig Cornelia Pieper. Bis zum Jahr 2019 fanden über 20 Treffen statt, in diesem Jahr wurden wegen des Coronavirus die Treffen abgesagt. Gastgeber jedes Treffens waren Kerstin Harms von der Gesellschaft „Freunde Masurens“ sowie Pastor Krzysztof Mutschmann mit seiner Frau Hanna.

Im Prinzip ist das Projekt ein Zyklus von Vorlesungen, Vorträgen und Autorenabenden, der sich an alle richtet, die ihr Wissen erweitern wollen. Die Treffen sind zweisprachig. Der erste Teil jedes Treffens fand in der historischen evangelisch-augsburgischen Kirche von Sorquitten statt.

Die Problematik der Treffen war sehr reichhaltig und umfasste Themen wie die Geschichte der evangelischen Kirche, die Geschichte anderer Kirchen in Ermland und Masuren, das materielle kulturelle Erbe unserer Region, soziale Fragen, die wichtigsten politischen Ereignisse, die Einfluss auf die Gestaltung guter deutsch-polnischer Beziehungen hatten, Begegnung mit der Ge-

schichte Ermland-Masurens und der Literatur.

Einige Treffen waren der Geschichte der evangelischen Kirche in Masuren gewidmet. Prof. Grzegorz Jasiński von der Ermländisch-Masurischen Universität UWM sprach über „Die evangelische Kirche und ihre Geistlichen in Masuren im 19. und 20. Jahrhundert“ und über gegenwärtige Probleme der damalige Bischof der Diözese Masuren, Pfarrer Rudolf Bażanowski („Die evangelische Kirche in Masuren früher und heute“). Erwähnenswert ist, dass Pfarrer Rudolf Bażanowski Autor eines zweibändigen Lexikons ist, in dem die Geschichte von 330 Gemeinden beschrieben ist, und zwar sowohl von bis heute bestehenden, als auch von nicht mehr existierenden. Viel Aufmerksamkeit wurde dem 500-jährigen Jubiläum der Reformation gewidmet: Prof. Janusz Maciuszko behandelte „Die Reformation in Masuren“, Professor Janusz Małłek von der Nikolaus Kopernikus-Universität in Thorn „500 Jahre Reformation“ und Pastor Fryderyk Tegler „Die Lieder von Dr. Martin Luther in Musik und Wort“ (dieses Treffen begleitetet der Gemeindechor von Sorquitten).

Eines der Treffen mit Pfarrer Dr. Jerzy Tofiluk, Professor der Christlichen Theologischen Akademie in Warschau und Rektor des Orthodoxen Seminars in Warschau war der orthodoxen Kirche in Masuren gewidmet.

verdienen zwei Treffen zur karitativen Tätigkeit der Johanniter und der Polnischen Diakonie (ein Treffen mit Ingeborg Wandhoff und Julian Osiecki sowie mit Wanda Falk, der Generaldirektorin der Polnischen Diakonie). Nicht alle wissen, dass auf Initiative der Johanniter am 13. November 1993 die erste Sozialstation in Sens-

burg entstand. Später wurden Stationen in Johannsburg, Deutsch Eylau, Angerburg, Bartenstein, Osterode, Mohrungen, Marienburg, Lötzen, Hohenstein, Heilsberg und Marienwerder gegründet. Sowohl die Polnische Diakonie als auch die Johanniter übernehmen die Betreuung von behinderten, kranken und alten Menschen, unterstützen sie pflegerisch, therapeutisch, pharmazeutisch und im Bereich Rehabilitation, und sichern ihnen häusliche und institutionelle soziale Pflege.

Wichtige Ereignisse waren der interessante Vortrag des Gnesener Erzbischofs Prof. Henryk Józef Muszyński, Primas von Polen in den Jahren 2009-2010, zum Thema „Der Brief der polnischen und deutschen Bischöfe von 1965“ sowie die Vorlesung des Bischofs der Diözese Warschau Jan Cieślak „50 Jahre Ostmemorandum der EKD“.

Großen Interesses erfreuten sich auch Treffen mit Diplomaten. Die Generalkonsulin der Bundesrepublik Deutschland Cornelia Pieper hielt das Referat „Erfahrungen einer Diplomatin in der Republik Polen“, und Dr. Marian Cichoch, ehemaliger Generalkonsul der Republik Polen in Hamburg teilte mit den Zuhörern seine „Reflexionen eines polnischen Diplomaten in der Bundesrepublik Deutschland“.

An den Treffen nahm auch der Beauftragte des Marschalls der Woiwodschaft Ermland-Masuren für nationale und ethnische Minderheiten Wiktor Marek Leyk teil. Dank seine Wissens lernten die Teilnehmer alle in unserer Woiwodschaft lebenden nationalen und ethnischen Minderheiten kennen.

Einige Treffen waren dem kulturellen Erbe Ermlands und Masurens gewidmet. Zu den interessantesten gehörten die Vorträge von Jan Karetko „Der masurische Wald als Zeuge der Geschichte und der Änderungen, Piotr Żuchowski „Sakrale Kunst in Masuren“, Maria und Krzysztof Grygo „Evangelische Kirchen in Masuren“, Christian von Redecker: „Herrenhäuser in Masuren am Beispiel von Eichmedien“ sowie die illustrierte Vorlesung von Waldemar Bzura: „Masuren zwischen Himmel und Wasser“.

Begegnungen mit Geschichte und Literatur waren u.a. die Vorlesung von Prof. Teresa Abramowicz-Leyk von der UWM in Allenstein („Die Masuren in Masuren nach dem Zweiten Weltkrieg“), die Vorträge von Andreas Kossert vom Historischen Institut in Berlin „Im Schatten der Erinnerungen? Gedanken zur Geschichte Masuren“ und Prof. Zbigniew Chojnowski (UWM Allenstein) über das Schaffen von Ernst Wiechert, sowie eine Autorenlesung mit Arno Surminski.

Der zweite Teil jedes Treffens fand im Jugendhaus in warmer Atmosphäre statt, für die die Frau des Pastors Hanna Mutschmann sorgte. Hier fanden lange Diskussionen und Gespräche statt.

Die Sorquitter Gespräche erfüllen zwei wichtige Funktionen: eine erzieherische, denn sie liefern Wissen, und eine gesellschaftliche, denn sie geben die Möglichkeit zu Begegnungen, Meinungs- und Erfahrungsaustausch und vor allem Gesprächen.

Mir ist klar, wie viel Arbeit die Organisation solcher Treffen erfordert, aber ich hoffe, dass sie in ruhigeren Zeiten weiterhin stattfinden werden.

ARNO SURMINSKI

*Irgendwo ist
Prostken*

ROMAN EINES
MASURISCHEN LOKFÜHRERS

LANGENMÜLLER



Unterwegs – „Irgendwo ist Prostken, Roman eines masurischen Lokführers“ von Arno Surminski

Von Dr. Peer Schmidt-Walther Weltexpress, 13. September 2020

Deutschland (Weltexpress). Welcher renommierte Schriftsteller widmete schon dem Leben eines (Dampf-)Lokführers einen Roman? Eine Premiere also. Arno Surminski, auch Autor des Erzählbandes „Besuch aus Stralsund“, verbeugt sich damit auch vor einem Berufsstand, den es regulär nicht mehr gibt. Stralsund war eine der letzten Dampflokom-Hochburgen, so dass es nicht nur die ehemaligen Eisenbahner freut, sondern auch seine zahlreiche Fangemeinde in der Hansestadt.

Ich selbst bin viele Male auf dem Führerstand mitgefahren und habe dabei dem „Meister“ und seinem Heizer über die Schulter schauen können. Ein schwerer, aber so sagen es ein bisschen verklärend, viele Ehemalige, auch schöner Beruf. Surminski lässt das einen Eisenbahner so formulieren: „Eine Lokomotive kann dir ein Gefängnis sein oder ein gemütliches Zuhause, sagte ihm ein Lokführer. Es kommt ganz darauf an, was du daraus machst...“

Er selbst ist mit der Bahn nach Stralsund gekommen, ist aber schon während seiner Kindheit im masurischen Jäglack mit diesem Verkehrsmittel in Berührung gekommen. In seinem Buch „Jokehnen oder ein Dorf in Ostpreußen“ schreibt er auf Seite 11: „Von Rastenburg aus führte eine Kleinbahnstrecke nach Norden, die sich in dem Ort Wenden teilte und nach Barten und Drengfurt ging. Sie wurde im Frühjahr 1898 eingeweiht“. Seine erste Fahrt von Barten nach Rastenburg als Achtjähriger hat er in keiner guten

Erinnerung: „Es war schrecklich“, sagt Surminski rückblickend, „der Zug ruckte plötzlich an, mein Onkel auf dem Bahnsteig und ich im Waggon ganz allein. Da hab ich hab´ nur geschrien und getobt“. Also keine Affinität zu den schwarzen Kolossen und ihren Männern. Wie die meisten Jungs, auch ich, mit Fernweh und Reiselust sie damals hatten und deshalb gern Lokführer werden wollten. Die Faszination „Dampfloks“ gibt es für Surminski nicht. „Ich wollte über einen Menschen schreiben“, begründet er, „der schicksalhaft mit den beiden Weltkriegen verbunden und zwischen 1914 und 1950 überall in Deutschland unterwegs war. Da kam für mich nur ein Lokomotivführer in Frage. Und der musste auch noch Streckenkenntnisse haben. Das war aus heutiger Sicht zunächst ein Problem, aber das habe ich im Roman gelöst. Schließlich war Krieg mit teilweise chaotischen Verhältnissen“. Humorvoll mit der Eisenbahn beschäftigt hat sich Arno Surminski schon in seinen Erzählungen „Die masurische Eisenbahnreise und andere heitere Geschichten“.

Sein von der neuen Dampftechnik faszinierter Protagonist indes durchläuft, trotz elterlicher Widerstände, ein Eisenbahnerleben von der Pike auf. Hier eine Leseprobe: „Er kam auf die Welt, als noch ein Kaiser regierte und das Leben in geordneten Bahnen verlief, wie sie später sagten, als es weniger ordentlich zuging. Geboren wurde Wilhelm Bubatz in dem masurischen Flecken Prostken an der Grenze zum Reich des Zaren. Wenn auf der russischen Seite in Grajewo die Glocken läuteten, hörten sie es im preußischen Prostken...

Prostken war ein angenehmer Ort, um auf die Welt zu kommen. Wälder und Seen umgaben eine langgestreckte Straße, die nach

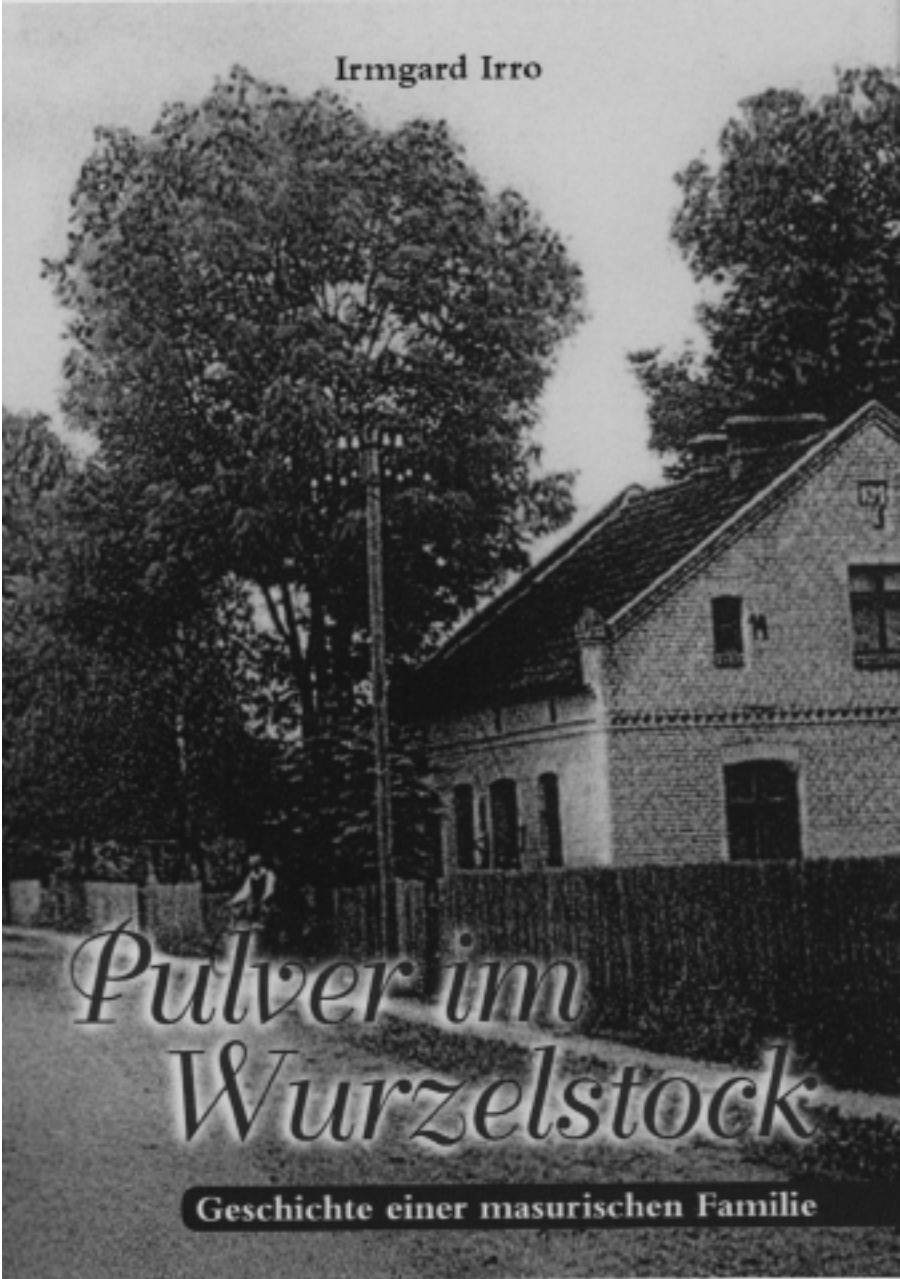
Südosten zu lief und an deren Ende, so vermuteten die Leute, die große Stadt Warschau liegen musste...

Zu den Besonderheiten Prostkens gehörte die Eisenbahn, die jedermann in fernen Städten vermutete, aber nicht im masurischen Grenzland. Als Wilhelm auf die Welt kam, hatte sie im fernen Reich schon viele Kilometer gefahren, war aber in der östlichen Provinz mit Verspätung angekommen, weil die Eisenbahngesellschaften zögerten, eine Strecke von Berlin nach Königsberg zu bauen und zu befahren. Für wen sollten in dem weitläufigen, armen Land die Züge fahren?... In Prostken erschienen die ersten Züge im Heldenjahr 1871, als die Südbahn einen Grenzbahnhof einrichtete...

“Die Wahl von Prostken als Ausgangs-Schauplatz war für Surminski aus einem historischen Grund entscheidend: „Der kleine Ort lag an der damaligen Schnittstelle zwischen Ost und West“. So durchläuft Wilhelm Bubatz seine Ausbildung in Königsberg, kommt in die Heimat zurück und dampft später von dort aus kriegsbedingt durch halb Europa, bis er schließlich entwurzelt in Hamburg landet. Peinlich befragt von Entnazifizierern, die ihm eine Mitschuld an den Transporten nach Auschwitz anlasten wollten. Bubatz jedoch lässt die Schnüffler aus der Etappe gewitzt auflaufen, denn er erfüllte nur seine Pflicht, schweigend und leidend.

Arno Surminski hat sich zuvor tief in die Thematik eingearbeitet: „Durch Fachbücher über die Deutsche Reichsbahn und historische DVD-Filme“. Das und der Rat von Experten habe ihm sehr geholfen bei der sachlichen Bearbeitung dieses umfassenden Gebietes. Dennoch muss derjenige enttäuscht werden, der hier einen „technischen“ Text vermutet. „Das soll er auch gar nicht sein“, meint

Surminski, „die Grundtatsachen müssen natürlich stimmen, aber ich habe den Menschen und die Geschichte im Blick und bin kein Nietenzähler“. Dazu passt auch der Erzählstil, der unpräzise und alltagsnah ist. Passend zum Sujet. Wobei heimatlichen masurischen Landschaften und ihren Leuten immer wieder gern Raum gewährt wird. Ein neuer, großartiger Surminski mit seinem Kardinalthema „Menschenschicksale in der Geschichte“. Surminski sagt dazu: „Das soll Leute bewegen, nicht erziehen“.



Irmgard Irro

*Pulver im
Wurzelstock*

Geschichte einer masurischen Familie

Aus: „ Pulver im Wurzelstock“ von Irmgard Irro

Das Dorf, das Groß Dankheini hieß, war ein ansprechendes Dorf. Mit den unmittelbar zur Gemeinde gehörenden Ortschaften Klein Dankheim, Neu Dankhelin und Klein Albrechtstort befand es sich inmitten eines riesigen Waldgebietes, das inan in früheren Zeiten die „Wildnis“ nannte. Groß Dankbein lag an der Bahnlinie von Ortelsburg über Willenberg nach Neidenburg. Es war kein Angerdorf sondern ein Straßendorf, das mittig von einem schmalen Wassergraben, dem später sogenannten Dankbeiner Fließ, durchzogen wurde. Das Dorf hatte keine Wasserleitung, kein elektrisches Licht und keine Kanalisation.

Am Anfang und am Ende der schnurgeraden Dorfstraße aus bunten Feldsteinen fand sich auf jedem der dort stehenden Masten ein Storchennest. Entlang dieser Straße standen zu beiden Seiten hinter hohen Bretterzäunen die Häuser vorne, relativ dicht aneinandergereiht, in einem rechteckigen Grundstück, das sich nach hinten bis zu den Feldern und Wiesen erstreckte. Die breiten, senkrecht stehenden Zaunbretter, die ungefähr einen Meter fünfzig hoch waren, bildeten eine in gerader Linie nicht unterbrochene Holzwand entlang der ganzen Straße. Viele große Bäume, wie Eschen und Linden, standen wuchtig und dominierend in den kleinen Vorgärten und den großen Innenhöfen.

Die bäuerlichen Gärten waren durchschnittlich zwischen 4000 und 8000 Quadratmeter groß. Die hölzernen masurischen Häuser, manche davon sehr klein, standen mit dem Giebel zur Straße. Andere aus rotem Backstein erbaute Häuser, auch das 1920 von der Familie Katzmarzik als letztes in Holz errichtete Haus, standen mit ihrer

Längsseite parallel zur Straße. Die Besitzer hatten sie mit eigenen Händen errichtet und all das verwendet, was die Natur um sie herum hergab. Viele Dächer waren mit Stroh gedeckt, und es lehnten an ihnen lange Leitern, die fast bis zum First hinaufreichten.

Die ältesten masurischen Häuser hatten sogar Türscharniere aus Holz. Besonderen Wert legten die Leute auf die Verzierung der Giebel, deren Verschalungsbretter in schönen Mustern schräg oder schräg oder schachbrettartig, zusammengefügt wurden. Den Windbrettern unter den Giebelschrägen gaben sie kunstvolle Auszackungen. Oft hatten auch die Fenster, die nach außen zu öffnen waren, Zierleisten und Fensterläden. Da die masurischen Männer sehr geschickt im Umgang an mit der Säge, der Axt und dem Hobel waren, machte es ihnen Freude, hier ihre traditionelle Handwerkskunst zum Ausdruck zu bringen.

Die bäuerlichen Häuser waren schmal und im Verhältnis 1:3 (Breite:Länge) gehalten. Inn hinteren Teil war eine kleine Extrawohnung für die alten Eltern, mit einem eigenen Eingang von der Mitte des Hofes aus.

In dem Dorf gab es zu den oben genannten kleinen Betrieben noch eine Post mit einer Telefonhandvermittlung, mit zehn Teilnehmern, eine Gendarmerie (die Gendarme nannte man auch „Landjäger“), ein sehr schönes Schulhaus, gebaut aus rotem Backstein im Jahre 1902, daneben einen Glockenturm mit zwei großen und einer kleinen Glocke, ein gemeindeeigenes Haus für Wohnungslose, zu dem die Dorfbewohner ;“Armenhaus“ sagten, einen Spielplatz für Jungen und einen für Mädchen, einen Sportplatz für den Fußballverein, eine hundert Meter lange Schießanlage für Kleinkalibergewehre hinter dein Gasthof Krokowski, einen großen Friedhof und

einen guten Kilometer entfernt den Bahnhof.

Der Fußballverein, dessen einheitliche Sportbekleidung ein grünes Hemd mit weißem Kragen war, trug regelmäßig seine Rundenspiele im Kreis Ortelsburg aus. Sehr aktiv war auch der Schützenverein bzw. Kriegerverein, der jedes Jahr Kreismeisterschaften im Schießen abhielt.

Die Frauen handarbeiteten lange stumm vor sich hin. Jede war irgendwie in Gedanken mit dein Leben in ihrem Dorf verstrickt.

In das Schweigen der Frauen sagte plötzlich Nachbarin Karoline: „Der Geist des Kriaki stand wieder auf dein roten Stein. Vor ein paar Tagen habe ich nachmittags meine Cousine in Reuschwerder besucht und mich mit der Heimfahrt verpätet.

Ich fuhr auf der Neidenburger Straße in Richtung unseres Ortes, da sah ich, dort in der Kurve, wo der Stein liegt, einen Schatten wie von einem Menschen. Ich dachte mir zuerst nichts dabei, denn der Kriaki ist bisher ja erst immer um Mitternacht erschienen. Aber je mehr ich mich der Stelle näherte, umso mehr nahm dieser Schatten Gestalt an. Mir wurde es zunehmend unheimlich zumute und mein Herz pochte schneller. Aber was sollte ich machen, ich musste ja heimfahren. Als ich nur noch ein paar Meter von ihm entfernt war, konnte ich fast sein Gesicht erkennen. ja, glaubt mir, er sah so aus, wie die Leute immer erzählen, ernst und finster dreinblickend. Und dann, als ich ihn mit dein Rad beinahe erreicht hatte, war er wie vom Erdboden verschluckt verschwunden“.

Keine der Frauen fragte, wieso dieser Geist von diesem Kriaki immer genau all diesem roten Stein erschien. Alle im Dorf wuss-

ten, dass er vor langer langer Zeit mit seinem Pferdefuhrwerk dort verunglückt war. Er war damals von den Dorfbewohnern in einer großen Blutlache liegend tot aufgefunden worden. Sein Blut war so in den Stein eingedrungen und hatte ihn so verfärbt, dass Regen oder Schnee es nicht auswaschen konnte. Sie waren sich sicher, dieser Mann hatte im Leben irgendeine Schuld auf sich geladen. Jetzt, in der anderen Welt, konnte seine Seele keinen Frieden finden.

„Ja“, nahm jetzt Eva das Wort auf, „wir müssen doch für ihn beten, und weil du gerade von seinem Geist erzählst, da fällt mir ein, was mein Sohn Fritz vor nicht langer Zeit hier im Haus gemacht hat. Wäre Friedrich, mein Mann, da nicht den ganzen Tag bei der Heuernte gewesen, dann hätte Fritz es vielleicht nicht probiert. Friedrich hält von diesem Unsinn von Aberglauben und Geistern nichts, obwohl er bei jeder Gelegenheit sagt: Das bedeutet nichts Gutes!“ Horcht, ich will es euch erzählen, obwohl ich es immer für mich behalten wollte:

Von Zeit zu Zeit sagte Fritz zu mir: „Wenn der Stiefvater mal zum Heu machen fährt, dann hole ich meinen Freund zu uns, und dann probieren wir die Geister zu rufen. Ich habe extra Schriften dafür, und ich will, dass du das miterlebst.“ Und eiiiicsT.t,(cs war es soweit. Ich wollte das nicht, aber mein Fritz ließ nicht locker, und ich konnte ihn nicht davon abhalten. Wir saßen in der Stube am Tisch. Vorher hatte er die Fenster geschlossen und die Vorhänge zugezogen. Es war etwas dunkel im Raum. Dann holte er seine Schriften hervor, legte sie auf den Tisch und fing an, daraus zu lesen. Inbrünstig wiederholte er mehrere Male die gleichen Worte. Ich könnte sie euch jetzt aufsagen, sagen, aber ich tue es lieber

nicht. Horcht, Fritz vertiefte sich ganz fest in diese Worte. Ich wusste nicht so recht, was ich davon halten sollte, aber plötzlich spürte ich, dass noch jemand in der Stube war. Irgendwie wurde es immer kalter um uns herum, und die Stube, war von einer ganz eigenartigen Stille erfüllt. Ich hatte das Gefühl, die Zeit war irgendwie stehen geblieben. Wie lange das dauerte, weiß ich nicht mehr. Aber plötzlich begann ein Gepolter. Ich sage Euch, es hörte sich ganz entsetzlich an. Der Tisch wackelte, der noch freie Stuhl fiel um, und an der Türe zerrte jemand, so als wenn sie fest verschlossen wäre. Fritz hatte sie vorher aber nicht abgeschlossen. Da bekamen wir alle es mit der Angst zu tun. Wir wollten zur Türe hinaus, aber sie ging nicht auf. Vor lauter Schreck falteten wir die Hände und fingen zu beten an. Da war plötzlich alles vorbei, so als wäre nichts gewesen.“

„Erbarmung, das ist ja zum Fürchten!“ Und weiter fragte Nachbarin Erna: „War das wirklich so, und hat dein Mann davon erfahren?“ ja“, antwortete Eva auf beide Fragen. „Friedrich erfuhr bald von diesem Spuk und dieser Frevel erzürnte ihn sehr. Als ihm bald darauf Fritzen Freund über den Weg lief, beschimpfte er ihn Haft ‚Ti glupsza tralla‘. (...)

Die Frauen sahen sich kurz an und schmunzelten.

„Und ich will euch noch erzählen“, fuhr Eva fort „wie das war, als ich vor ein paar Jahren so schwer krank war, dass ich beinahe gestorben wäre. Wenn da mein Bruder Karl nicht zu dein „Wegbeternann“ gegangen wäre, dann wäre ich schon tot. Friedrich hätte ihn nicht geholt, denn er hält nichts von ihm. Ihr könnt euch

sicher noch erinnern. Ich bin damals in Baranowen bei meiner Schwiegermutter zu Besuch gewesen. Als ich wieder durch den Wald heimwärts ging, kam plötzlich ein seltsam warmer Wind auf. Und dieser Wind strich immer um mich herum, so als wollte er mich einkreisen. Ich wunderte mich über diesen Wind, denn die hohen Kiefern und Birken standen ganz still und bewegten sich nicht. Ich spürte, es war nicht der Wind, der um mich strich, sondern ein böser Geist. Vielleicht war es der Geist von diesem Kriaki?

Plötzlich wurde mir schlecht und schwindelig, und ich hatte keine Kraft mehr in den Beinen. Zum Glück war ich schon über die Hälfte des Weges gegangen und hatte nur noch ungefähr drei Kilometer von mir. Mühsam schleppte ich mich vorwärts. Dass ich es geschafft habe, ist ein Wunder. Zuhause habe ich mich gleich ins Bett gelegt und konnte von dieser Stunde an nicht mehr aufstehen.

Ein paar Wochen vergingen, und es wurde nicht besser. Da ging mein Bruder zu dein „Wegbetermann“ und erzählte ihm von mir. Dieser sagte daran glaubst, dann: „Weil Du daran glaubst, tue ich es. Zwecks ihrem Mann, der an das Wegbeten nicht glaubt, tät ich das nicht. Bring mir von ihr ein Hemd, das die getragen hat.

Der Wegbetermann wäre vielleicht auch zu mir gekommen, aber Friedrich hätte ihn nicht ins Haus gelassen. Er sagte auch zu Karl: „Wenn der Friedrich zu mir gekommen wäre, das hätte nichts genützt, weil er daran nicht glaubt!“ Als mein Bruder ihm das Hemd brachte, sagte der Wegbetermann zu ihm: „Heute Abend um diese Zeit musst du schauen, ob deine Schwester schläft. Wenn die schläft, dann kann ich helfen.“ Und so war es dann auch. Unser Heiland im Himmel hat mir geholfen, und ich habe geschlafen.

Und von da an ging es mir jeden Tag besser. Es dauerte nicht lange, und ich war wieder ganz gesund.“

„Hast du denn, als du wochenlang so dalagst, den Totenvogel schon rufen gehört?“ fragte Nachbarin Waltraud.

Eva unterbrach ihr Stricken und sah sie erschrocken an.

„Stimmt, daran habe ich bis jetzt nicht gedacht. Dem Allmächtigen sei Dank, dass er nicht gekommen ist. Ich wäre dann sicher gestorben!“

Der Totenvogel war bei den Leuten gefürchtet. Sowie er sich meldete, ging im Dorf die Angst um. In jeder Nacht — und es folgten viele Nächte — in derer rief, horchten sie mit äußerster Anstrengung, in welchem Baun eines Vorgartens er sich wohl niederlassen würde. Hoffentlich nicht in ihrem! Denn das würde bedeuten, dass jemand von ihnen sterben würde. Wie froh waren sie, wenn sein Rufen aus einer weiter entfernten Ecke im Dorf zu hören war. Da sie aber misstrauisch waren, ob er nicht doch noch seinen Platz wechseln würde, horchten sie jede Nacht. Als dann endlich die Totenglocke läutete, und das unheimliche, ungewisse und nächtliche Geschehen ein Ende gefunden hatte, war ihre Angst ausgestanden. Danach verschwand der Totenvogel. Aber er würde wiederkommen, das wussten sie.

Waltraud wurde jetzt ganz gesprächig: „Wisst ihr, dass es im Seengebiet einen Wassermann gibt? Er wird dort von den Leuten „Topnik“, oder so ähnlich genannt.“

„Ja, wir haben schon von ihm gehört. Wenn jemand im See ertrinkt, dann sagen die Leute: „Der Topnik hat ihn geholt“, antwor-

tete eine der Frauen und weiter sprach sie: „Der Topnik ist ein kleiner und alter Mann, und er ist immer rot gekleidet. Dann hat er immer einen feuchten Bart. Er zieht Menschen jeden Alters zu sich in die Tiefe hinab. Keiner, der in den See zum Baden geht, ist vor ihm sicher. Man hört keinen Schrei und nichts! Plötzlich ist der Mensch einfach nicht mehr da! Und am liebsten holt er sich unschuldige Kinder.“

Da verstummten die Strick- und Häkelnadeln in den Händen der Frauen. Sie schauten sich an und wussten nicht so recht, was sie von diesem Topnik halten sollten. Dass er sich am liebsten die Kinder holte ... ? Aber nach einer Weile fänden sie wieder ihren Gleichmut. Da es in der Nähe ihres Dorfes keinen See gab, gab es auch keinen Topnik!

Eva schaute auf Marta und sah, dass ihr Kind fest schlief. Leise sagte sie zu ihren Nachbarinnen: „Wollen wir zu Ende machen und schlafen gehen. Morgen müssen wir wieder früh aufstehen.“

Die Frauen zogen ihre dicken Mäntel an und schlugen das große schwarze Wolltuch, das bis über die Schultern reichte, über ihren Kopf. Sie flüsterten Eva „Dobranoc“ zu und traten leise hinaus.

Die Delegierten der Mitgliedsorganisationen der Föderalistischen Union Europäischer Nationalitäten (FUEN) haben auf ihrer Delegiertenversammlung am 24. Oktober 2020 folgende Resolution verabschiedet: **Resolution über die Wahrung des Schutzes der autochthonen nationalen Minderheiten und Sprachgemeinschaften und ihres kulturellen Erbes in Krisenzeiten sowie über die Bereitstellung wesentlicher Informationen in Minderheitensprachen im Zusammenhang mit der COVID-19- Pandemie**
Die FUEN Delegiertenversammlung ruft die nationalen Regierungen Europas auf:

1. alle Informationen über Notfall-, Sicherheits- und Gesundheitsmaßnahmen, Einschränkungen und Gesetzesänderungen im Zusammenhang mit der Pandemie in den Sprachen der autochthonen nationalen Minderheiten und Sprachgemeinschaften zur Verfügung zu stellen;
2. sicherzustellen, dass alle ihre Bürgerinnen, einschließlich der Bürgerinnen, die autochthonen nationalen Minderheiten und Sprachgemeinschaften angehören, auch während der Pandemie gleich behandelt werden und insbesondere sicherzustellen, dass der gleichberechtigte Zugang zur Gesundheitsversorgung und grundlegender Infrastruktur sichergestellt wird, vor allen Dingen für jene, die in segregierten Siedlungen leben;
3. nationale und völkerrechtliche Verpflichtungen in Bezug auf den Minderheitenschutz in vollem Umfang zu erfüllen und sicherzustellen, dass autochthone nationale Minderheiten und Sprachgemeinschaften angemessene Unterstützung zur Bewältigung der Gesundheitskrise erhalten;
4. innovative Konzepte und Programme zu entwickeln, die den Minderheiten in Krisenzeiten den Zugang zur Kultur ermöglichen und die das Lernen und Lehren von und in Minderheitensprachen ohne Qualitätsverlust in vollem Umfang gewährleisten;
5. die finanzielle Unterstützung für nationale Minderheiten aufrechtzuerhalten und dort zu erhöhen, wo dies zum Schutz des Lebens und zur Erhaltung des kulturellen Erbes notwendig ist, unter anderem durch Unterstützung von Minderheitenmedien und kulturellen Einrichtungen;
6. sicherzustellen, dass Hassreden, Stigmatisierung und fremdenfeindliche Äußerungen wirksam bekämpft werden;
7. Fälle von Intoleranz, Fremdenfeindlichkeit, Antiziganismus und Diskriminierung aufgrund von ethnischer Zugehörigkeit, Sprache, Religion oder Kultur zu überwachen und zu bekämpfen;
8. ergebnisorientierte Maßnahmen zur Beseitigung von Diskriminierung und Intoleranz als Teil einer allgemeinen Regierungspolitik zur Förderung und zum Schutz von Minderheitenrechten, auch in Krisenzeiten, zu ergreifen.

FUEN

In diesem Heft

- 3 Wir erinnern uns
- 4 Ein kleines Licht der Erinnerung
- 8 Wie begeht die Welt den Tag der Toten?
- 15 Einige interessante Einzelheiten über die Denkmalpflege
in Ostpreußen von Katarzyna Kujawa
- 22 Treffen in Sorquitten Von Barbara Willan
- 27 Unterwegs – „Irgendwo ist Prostken, Roman eines ma-
surischen Lokführers“ von Arno Surminski Von Dr. Peer
Schmidt-Walther
- 32 Aus: „, Pulver im Wurzelstock“ von Irmgard Irro
- 40 FUEN

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.
Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie
Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.
Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18
Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,
Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo, Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.
Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost” (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:
BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie
Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996
Für das Ausland:
IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996
BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych
MIRDruk, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln vom des Innen- und Verwaltungsministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt. Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



XI Masurische Gespräche in Kruttinnen.

Irmgard Irro als Referentinnen.

Foto: Archiv der Masurischen Storchenpost



Obon - Tag der Toten in Japan

Foto: <http://japoland.pl/blog/swieto-zmarlych-obon>